



(V)ERGANGENES – PROMENADE DURCH
ZEHN MONATE WISSENSCHAFTSKOLLEG
DANIEL JÜTTE

Daniel Jütte (geb. Tel Aviv, 1984). Studium der Geschichte und Musikwissenschaft in Zürich und Heidelberg; 2010 Promotion in Heidelberg. 2011–2016 Junior Fellow an der Harvard Society of Fellows sowie Lecturer am dortigen History Department. 2016–2017 Eurias Fellow, University of Cambridge. Seit 2016 Associate Professor am Department of History der New York University. Forschungsschwerpunkte in der europäischen Geschichte der Frühen Neuzeit und Neuzeit, speziell in der allgemeinen Kulturgeschichte, Stadt und Raum, Alltagsgeschichte, Wissensgeschichte sowie jüdische Geschichte. Monografien: *The Age of Secrecy: Jews, Christians, and the Economy of Secrets, 1400–1800* (Yale University Press, 2015; deutsche Ausgabe 2011); *The Strait Gate: Thresholds and Power in Western History* (Yale University Press, 2015). – Adresse: Department of History, New York University, 53 Washington Square South, New York, NY 10012. USA. E-mail: daniel.juette@gmail.com.

In *Götzen-Dämmerung* zitiert Nietzsche den Zeitgenossen Flaubert mit den Worten: „On ne peut penser et écrire qu’assis.“ – um gleich darauf polemisch zu erwidern: „Damit habe ich dich, Nihilist! Das Sitzfleisch ist gerade die Sünde wider den heiligen Geist. Nur die ergangenen Gedanken haben Wert.“ In diesem Aperçu liegt manch Bedenkenswertes – auch für den Wiko-Fellow, der diesen Bericht schreibt, während das Fellow-Jahr seinem Ende entgegendämmert. Doch der Reihe nach.

Sitzfleisch: für Nietzsche eine Sünde wider den heiligen Geist, doch am Wissenschaftskolleg zweifellos eine nützliche Tugend. Der Fellow sitzt viel; ja, man darf Nietzsche getrost widersprechen: so manchen Gedanken am Wiko hat man sich fleißig

ersessen. Das Bibliothekskonto weist (in meinem Fall) 359 Bestellungen in zehn Monaten aus – und hinter jeder einzelnen steht ein Bibliotheksteam, das keine Mühen scheut, um die Literaturwünsche des Fellows zu erfüllen. Es ist in den Jahrbüchern des Wiko oft – und von berufeneren Köpfen als mir – gesagt worden, aber es muss auch an dieser Stelle mit Dankbarkeit bezeugt werden: eine solche Bibliothek ist ein ausgesprochener Glücksfall. Ich verdanke ihr Funde, von denen ich noch auf Jahre hinaus zehren werde.

Ideen ersitzt man am Wiko aber auch anderweitig: beim wöchentlichen Kolloquium ebenso wie bei der täglichen Tafelrunde. Die Fülle der Themen, die hier teils angeschnitten, teils vertieft wurden, lässt sich im Rahmen eines individuellen Berichts kaum angemessen beschreiben; der Leser mag sie aber errahnen beim Blick auf die überaus heterogene Liste der versammelten Fellows und Fächer. Auch hier kann ich den Dank nicht unterschlagen: er gilt allen Mitarbeitern, die in täglicher Arbeit vor und hinter den Kulissen diese kostbare Gesprächsatmosphäre ermöglicht haben; und natürlich ganz besonders den leitenden wissenschaftlichen Mitarbeitern des Hauses, die von Anfang an (aber nie auf forcierte Weise) zum interdisziplinären Gespräch ermutigt – und beigetragen – haben.

Doch zurück zu Nietzsches Aperçu, wonach nur die „ergangenen“ Gedanken Wert haben. Ob der Wiko-Fellow sich nun tiefe Gedanken „ergehen“ will oder nicht – *gehen* muss er: ohne Wanderlust kommt man schließlich nicht weit im Grunewald. Von Berlin ganz zu schweigen. Ich persönlich habe diese Erkundungen zu Fuß außerordentlich genossen. Sie waren zugegebenermaßen auch therapeutisch wichtig: des Fellows Geist war zwar willig, das (Sitz-)Fleisch auch (s. o.), aber die Knochen morsch – der Autor dieser Zeilen kam mit einem Bandscheibenschaden in Berlin an. Tägliches Gehen ist in solchen Situationen das Gebot der Stunde, doch auch akademisch haben die Streifzüge viel Gutes bewirkt, zumal meine eigenen Forschungsinteressen momentan vor allem um die Kulturgeschichte des (urbanen) Raumes und der Architektur kreisen. Gaston Bachelard hat – in seinem feinen Buch über die *Poetik des Raumes* – bemerkt, dass das Haus ein „Instrument für die Analyse der menschlichen Seele“ sei. Inwieweit dies allgemein zutrifft, muss hier nicht geklärt werden; allemal aber lässt sich sagen, dass man an den Häusern in der Villenkolonie Grunewald viel über die Mentalität – und damit auch die inneren Widersprüche – des großbürgerlichen Berlins um 1900 lernen kann.

Mein Forschungsinteresse galt im Kollegjahr vor allem einem Thema: der Geschichte der Transparenz. Es ging und geht mir also um ein Kapitel der europäischen Kulturgeschichte, das in vielerlei Hinsicht von einschneidender Bedeutung war, aber von

Historikern bisher noch kaum systematisch erforscht worden ist, nämlich das Aufkommen von Verglasung und die mannigfaltigen Auswirkungen dieses Prozesses auf Alltag und Ideenwelt. Besonders interessieren mich dabei die Wechselwirkungen zwischen der Geschichte des Werkstoffs Glas und der Genese des Konzepts Transparenz – ein Konzept, das gerade in jüngerer Zeit den Status einer gesellschaftlichen Leitkategorie gewonnen hat. Dies manifestiert sich natürlich auch in der Sphäre der Politik – und an kaum einem Ort kann man dies besser studieren als in Berlin. Der Reichstag mit seiner gläsernen Kuppel steht – ebenso wie die Glasfassaden der angrenzenden parlamentarischen Gebäude – symbolhaft für die in der Bundesrepublik tief verankerte Erwartungshaltung, dass der großzügige architektonische Gebrauch von Glas zu einem demokratischen, transparenten Innenleben dieser Institutionen beitragen werde. Ob die Glasarchitektur diesen Anspruch in der Praxis immer einzulösen vermag, sei dahingestellt. Der idealistische Zug in der modernen Glasarchitektur ist nach 1945 jedenfalls unverkennbar (man konnte ihn bereits an den beiden ersten Bundestagsbauten in Bonn beobachten), seine Wurzeln reichen freilich in die Vorkriegszeit zurück – und konkret nach Berlin. Berlin: das ist schließlich auch die Stadt, in der am Vorabend des Ersten Weltkriegs der exzentrische Publizist Paul Scheerbart das Zeitalter der Glasarchitektur ausrief: „Das neue Glas-Milieu“, so Scheerbart, „wird den Menschen vollkommen umwandeln.“ Scheerbarts Appelle – so enigmatisch sie mitunter auch anmuten mögen – fielen auf fruchtbaren Boden: in der Zwischenkriegszeit wurde Berlin zum Zentrum der „Gläsernen Kette“, einer Gruppe um den hier tätigen Architekten Bruno Taut, der nach Wegen suchte, die utopisch-mystische Dimension von Scheerbarts Vision in die Praxis umzusetzen. Deutlich nüchterner, aber auf ihre Weise ebenfalls revolutionär waren Mies van der Rohes Experimente mit glasverkleideten Fassaden – die unrealisiert gebliebenen Entwürfe für ein Glashochhaus an der Friedrichsstraße fehlen bis heute in keiner Architekturgeschichte. Ohne derlei Traditionslinien, denen ich im Kollegjahr angefangen habe nachzugehen (und dies auch im Sinne von Ortsbesichtigungen), wäre die Glasarchitektur der Nachkriegszeit nicht denkbar. Der utopische Wunsch, mittels Glas den Gegensatz zwischen Innen und Außen, zwischen umbautem Raum und Natur, aufzuheben – er liegt übrigens auch einem der reizvollsten Gebäude des Grunewalds zugrunde: dem Eternit-Gästehaus (1955–1956) des in der Zwischenkriegszeit geschulten (und von der Neuen Sachlichkeit beeinflussten) Architekten Paul Baumgarten. Der kleine Wohnpavillon liegt (nur wenige Minuten vom Wiko entfernt) in der Winkler Straße und öffnet sich mit einem imposanten Panoramafenster hin zum Koenigsee. Zur Straßenseite ist der Bau recht unscheinbar –

dass ich auf ihn aufmerksam wurde, verdanke ich einer der vielen glücklichen Fügungen des Kollegsjahres, die hier rasch erzählt sei, da sie für den Charakter des Wiko beispielhaft ist: ein mittägliches Gespräch mit Dieter Grimm hatte uns auf die Architektur des Karlsruher Bundesverfassungsgerichts geführt – auch dies ein Gebäude, dessen großzügige Verglasung ein (politisches) Zeichen setzen soll, und ebenfalls entworfen von Paul Baumgarten. Mit uns am Mittagstisch saß Sonja Grund und hörte zu. Ob sie sich gewundert hat, was mich an derlei Fensterscheiben so sehr fasziniert, weiß ich nicht. Was ich indes mit Gewissheit sagen kann: am nächsten Tag fand ich mehrere Bücher zu Paul Baumgarten in meinem Bibliotheksfach – bestellt hatte ich sie nicht, willkommen waren sie mir freilich sehr. Der gedankenlesende, ja Bestellwünsche vorwegnehmende Bibliothekar – man muss ans Wissenschaftskolleg kommen, um zu erleben, dass derlei Verheißungen nicht dem Himmelreich vorbehalten sind.

Aber genug durch die Erinnerungen flaniert. Man nimmt sie in großer Dankbarkeit mit auf die nächsten Etappen, zusammen mit vielen Ideen. Welches der vielen hundert Exzerpte und Notizen aus zehn Monaten Früchte tragen wird, muss die Zukunft weisen. Eine Einsicht allerdings steht dem Fellow schon jetzt deutlich vor Augen – und sie führt mich zurück zu Flaubert und Nietzsche: ob man Gedanken ersitzt oder ergeht, das ist letztlich ein müßiger Streit. Im Wiko offenbart sich tiefste Weisheit: die großen Augenblicke – man *erspielt* sie! An der Tischtennisplatte natürlich. Die legendäre „Platte“ ist im Grunewald, was der Zarathustra-Stein für Sils ist. Wer hier mit den „Übermenschen“ des SV Wiko – ich nenne nur: Sonja Grund, Franco Moretti, Dennis Pache und Thorsten Wilhelmy – nach dem Lunch gespielt hat, der beginnt zu ahnen, was Nietzsche mit dem „großen Mittag“ meinte. Prüfe ein jeder zukünftige Fellow sorgsam, ob er derlei Duelle wagen mag oder sich lieber mit Normalsterblichen misst. Ein Rat aber an alle, frei nach Nietzsche: „Wenn du zum Wiko gehst, vergiss den Schläger nicht!“